

## 11. Nachkrieg

### Stunde Null

So total wie der Krieg war die Niederlage. Die Alliierten setzten nun um, was sie seit 1943 vereinbart hatten: bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht, Entwaffnung und Gefangennahme aller Soldaten in deutschen Uniformen, Besetzung ganz Deutschlands, Aufteilung in Besatzungszonen, vollständige Übernahme der Macht durch die alliierten Truppen. Die Deutschen sollten spüren, dass sie den Krieg verloren hatten. Legenden oder Zweifel an der Niederlage wie nach 1918 sollten nicht erneut entstehen können.

An vielen Orten vollzog sich der Machtwechsel innerhalb weniger Stunden oder sogar Minuten – ein ebenso einzigartiger wie gefährlicher Moment: Hatten noch bis zum frühen Vormittag Offiziere von Wehrmacht und SS das Kommando geführt, Hitler-Jungen noch Panzerfäuste in Stellung gebracht und Parteifunktionäre jeden mit dem Tode bedroht, der sich ergeben wollte, so waren die Nazi-Chargen am Nachmittag plötzlich verschwunden. Ein paar Stunden der Herrschaftslosigkeit, der «Niemandszeit», folgten, geprägt von gespannter Ruhe und Angst. Dann waren die ersten fremden Soldaten in der Stadt, denen rasch immer weitere folgten. Sie handelten schnell: ordneten Ausgangssperren an, verhafteten die Nazis, derer sie habhaft werden konnten, ernannten nach zuvor aufgestellten Listen politisch Unbelastete zu neuen Verwaltungsleitern und verkündeten den Deutschen durch Anschläge, was sie zu tun und zu lassen hatten. Bei den Deutschen wechselten die Rollen: Zuvor Verfemte und Verfolgte traten hervor, übernahmen Positionen und Verantwortung. Die vorher Mächtigen fanden sich in Gefangenschaft wieder oder verbargen sich.



Nie zuvor in der deutschen Geschichte der Neuzeit hatte es einen nachhaltigeren, tiefer greifenden Einschnitt gegeben als in diesem Moment. Und bei allen Elementen von Kontinuität und Restauration, die sich später oder früher bemerkbar machten: Ein schärferer Bruch in Politik, Gesellschaft, Kultur und Recht war kaum denkbar. Insofern hatte der schon zeitgenössisch früh gebrauchte Begriff der «Stunde Null» seine Berechtigung.<sup>1</sup>

Noch in den Stunden zuvor war die deutsche Bevölkerung wie in den zwölf vorangegangenen Jahren vielfach differenziert und hierarchisiert –, vom Flakhelfer bis zum SS-Offizier, vom RAD-Mann bis zum Ortsgruppenleiter – und Uniformen aller Art hatten diese Unterschiede auch äußerlich sichtbar gemacht. Kurz danach schienen alle gleich: Mit einem Mal waren keine Parteiuniformen mehr zu sehen. Hitlerbilder verschwanden. Fahnen wurden verbrannt, Uniformen versteckt, Akten vernichtet, Orden vergraben. Über den Morgen des 2. Mai 1945 notierte eine Hamburger Schülerin: «Auf dem Weg zum Borgweg hielt ich Ausschau, ob man noch Parteiabzeichen erblicken kann. Keines, wohin das Auge auch sah. Seltsam, kein Mensch weinte oder sah auch nur traurig aus, obwohl doch der geliebte, verehrte Führer, in dem die Vollidioten fast einen Gott sahen, nicht mehr lebte und die Knute aus der Hand legen mußte.»<sup>2</sup>

Aus Handelnden wurden Behandelte und Objekte alliierter Befehlsgewalt. Dieser Umschlag schien aber nicht nur die Unterschiede zwischen vormals Mächtigen und Ohnmächtigen oder zwischen Opfern und Tätern zu verwischen. Er suggerierte auch einen für alle ähnlichen Prozess der Verelendung in Trümmern. Hunger, Kälte, Fremdherrschaft vermittelten das Bild einer im Unglück vereinten und gleichen Bevölkerung. Das traf in vielem auch zu – Überraschung, Desorientierung, Verzweiflung, Erleichterung und Zukunftsangst mischten sich zu einem verbreiteten Empfinden von Schock und Erschöpfung: «Zehntausende schippen, wühlen in den Trümmern, werfen sich in langen Ketten von Staub und Schmutz Ziegel, Mauerstücke zu, in die Grüfte der Warenhäuser und Büropaläste hinein. Die Barrikaden, vor Wochen erst mit anderen Händen aufgetürmt, fallen. Berlin baut ab. Die Männer und die Frauen, die der Staub mehlig überkrustet, sind ohne Namen, ohne Rang und ohne Sinn», notierte ein junger Berliner im Frühjahr 1945 in sein Tagebuch.<sup>3</sup> Ursula von Kardorff beschrieb ihre Eindrücke kurz nach Kriegsende auf dem Bahnhof in Halle so:



«Schaurige Bilder. Trümmer, zwischen denen Wesen herumwandern, die nicht mehr von dieser Welt zu sein scheinen. Heimkehrer in zeretzten, wattierten Uniformen, mit Schwären bedeckt, an selbstgemachten Krücken schleichend. Lebende Leichname.»<sup>4</sup> Das deutsche Volk, so das einprägsame und vielfach auch zutreffende Bild der unmittelbaren Nachkriegszeit: vereint in Mühsal und Entbehrungen.

Aber das galt nicht für alle. «Wie der durchschnittliche Deutsche heute in den besetzten Gebieten lebt, hängt weitgehend davon ab, wo er lebt», berichtete ein amerikanischer Nachrichtendienst im April 1945 über eine Inspektionsreise in die westrheinischen Gebiete. Während in den Städten Zerstörung und Not herrschten, gehe es der Landbevölkerung viel besser. Und in den bürgerlichen Vororten der Großstädte und in den Kurorten lebten die wohlhabenden Deutschen von all dem weitgehend unberührt. Die Regale der Läden dort seien gut gefüllt, die Menschen gut gekleidet, sie schienen «Reichtum und Gesundheit auszustrahlen und mit dem Schrecken des Krieges nicht in Berührung gekommen zu sein.»<sup>5</sup>

Die bereits während der Kriegsjahre bemerkbaren sozialen Verschiebungen zwischen jenen, die unter den Auswirkungen des Krieges besonders litten und jenen, für die das nicht zutraf, setzten sich nach dem Ende des Krieges in verstärkter Form fort. Das Leben der Ausgebombten in den Städten, der Flüchtlinge, die aus den Ostgebieten nach Westen zogen, der Heimkehrer aus Evakuierung oder Gefangenschaft, der ausländischen Kriegsgefangenen und «Fremdarbeiter», der befreiten KZ-Häftlinge sowie der überlebenden Juden unterschied sich grundlegend vom Befinden jener, die solche Erfahrungen nicht machten. Die traditionellen sozialen Differenzen, so zeigte sich früh, wurden dadurch aber nicht aufgehoben, sondern vielfach noch verstärkt.

Es waren vor allem drei Bereiche, die den Deutschen nach den Erhebungen des amerikanischen Geheimdienstes in den Jahren zwischen Kriegsende und Währungsreform die größten Sorgen machten: das ungewisse Schicksal ihrer Angehörigen, die Zerstörungen der Wohnungen und Arbeitsstätten sowie Hunger und Schwarzmarkt.

18 Millionen Soldaten waren während des Krieges zur Wehrmacht eingezogen worden. Mehr als ein Drittel von ihnen war am Ende des Krieges tot oder vermisst, mehr als zehn Millionen gingen in Kriegsgefangenschaft. Durch das Chaos der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegszeit war über ihren Verbleib oft über Monate und Jahre hinweg



nichts in Erfahrung zu bringen. Auch über das Schicksal der insgesamt etwa zwölf Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen aus den Ostgebieten waren lange Zeit kaum verlässliche Informationen zu erhalten. Wer zu den etwa zwei Millionen Toten oder Vermissten unter ihnen gehörte, erfuhr man oft erst nach Jahren. Noch weniger wusste man von jenen 600 000 Zivilisten, die ebenso wie etwa 2,1 Millionen deutsche Kriegsgefangene in die Sowjetunion verbracht wurden.

Innerhalb des Reichsgebietes waren während des Krieges etwa acht Millionen Deutsche aus den bombengefährdeten Städten in die Landregionen umquartiert oder evakuiert worden; vor allem Kinder, Frauen und Alte, im Zuge der «Betriebsverlagerungen» auch ganze Belegschaften rüstungswichtiger Industriebetriebe. Eine Rückkehr in die zerstörten Städte war zunächst gar nicht, dann meist nur unter Schwierigkeiten möglich, und es verging oft lange Zeit, bis die Evakuierten heimkehren konnten. Zwei Jahre nach Kriegsende, im April 1947, wurden noch etwa drei Millionen Menschen als «Evakuierte» gezählt.<sup>6</sup> Erst in den frühen fünfziger Jahren hatte sich diese zwangsmobilisierte Gesellschaft wieder einigermaßen verfestigt, in vielen Familien dauerte die Sorge um die vermissten Angehörigen noch viel länger an.

Bei Kriegsende wurden zwischen acht und zehn Millionen ausländische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge auf deutschem Boden angetroffen. Die Lebenssituation dieser nun als «Displaced Persons» bezeichneten Menschen veränderte sich nach der Befreiung rasch. Ein Großteil der aus Westeuropa stammenden Zivilisten und Soldaten wurde sehr schnell «repatriert», sei es von den alliierten Besatzungsbehörden, sei es auf eigene Faust. Viel schwieriger war die Situation der aus Osteuropa stammenden DPs. Nach der Befreiung kam es zu ausgedehnten Racheakten und Plünderungen der ehemaligen Zwangsarbeiter, die die deutsche Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten, aber auch die alliierten Behörden beunruhigten. Viele Polen blieben zunächst in Deutschland, weil sie nicht in ihr jetzt unter kommunistischer Herrschaft stehendes Heimatland zurückkehren wollten, und warteten auf eine Ausreise nach Übersee.

Unter den Gefangenen und Zivilisten aus der Sowjetunion herrschte vielfach Angst vor der Repatriierung – nicht nur bei den Soldaten der Vlasov-Armee, die auf deutscher Seite gekämpft hatten und nun bei einer Rückkehr mit dem Tode rechnen mussten. Auch die zivilen



Zwangsarbeiter und die Kriegsgefangenen standen bei den sowjetischen Behörden unter pauschalem Kollaborationsverdacht, schon weil sie sich durch ihren Aufenthalt beim Feind in den Augen der Stalinisten kompromittiert hatten. Da aber die westlichen Alliierten den Sowjets in Jalta die Rückführung aller sowjetischen Staatsangehörigen zugesagt hatten, wurden die DPs aus der UdSSR auch gegen ihren Willen repatriert, und tatsächlich erwartete viele in der Heimat ein Schicksal der jahrelangen, bis in die Spätphase der Sowjetunion andauernden Diskriminierung, selbst wenn sie 1945/46 die «Filtrierlager» der sowjetischen Geheimpolizei, des NKWD, lebend hatten verlassen können. Im August 1945 wurden auf dem Gebiet der drei Westzonen noch etwa zwei Millionen DPs gezählt, Ende 1948 noch 438 000.<sup>7</sup>

Besonders schwierig war die Lage der jüdischen DPs, die den Holocaust und die Todesmärsche überlebt hatten und nun in Auffanglagern in Deutschland lebten. Im Gebiet der Westzonen wurden bei Kriegsende etwa 60 000 Juden gezählt, bis Ende 1946 kamen aus Osteuropa, vor allem aus Polen, etwa einhunderttausend weitere hinzu. Sie wurden von den Alliierten zwar medizinisch versorgt und materiell unterstützt; aber für die meisten, vor allem die Älteren, war ihr weiteres Schicksal ganz im Dunklen. So blieben viele noch über Monate und Jahre in den ihnen zugewiesenen Unterkünften und Lagern. Dort warteten sie auf die Möglichkeit der Ausreise nach Palästina oder in die USA oder auf ihre Rückkehr in die Heimat in Polen, Ungarn oder anderswo. Viele aber waren völlig traumatisiert und lange Zeit gar nicht in der Lage, über ihr weiteres Leben zu bestimmen. Noch im Frühjahr 1947 hielten sich etwa 70 000 jüdische Displaced Persons in Deutschland auf.<sup>8</sup>

Nimmt man alle Gruppen zusammen, so waren zu Beginn der Nachkriegszeit etwa dreißig Millionen Deutsche und zehn Millionen Ausländer «entwurzelt», also nicht an ihrem Heimatort – mehr als die Hälfte der im Sommer 1945 in den vier Besatzungszonen lebenden etwa 75 Millionen Menschen. Das verteilte sich regional allerdings sehr unterschiedlich. Wegen der Zerstörung der Städte wurden die Flüchtlingsströme vor allem in die ländlichen Regionen umgeleitet. In Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein lag der Anteil der «Entwurzelten» unter der deutschen Gesamtbevölkerung bei etwa fünfzig Prozent, in Hamburg und Bremen hingegen nur bei sieben, in Berlin bei zwei Prozent – wobei hier der Anteil der Ausländer nicht mitgezählt ist.<sup>9</sup>